

ALS ICH UWE ROMANSKI VOR ETWA SECHS JAHREN KENNENLERNTE

in Neundorf, wo er wohnte, beim abendlichen Grillen und einem mit Bierkästen verbarrikadierten Lagerfeuer bis in den frühen Morgen, wusste ich nur, dass er als freiberuflicher Werbetexter arbeitete, einen aufmüpfigen Sohn an der langen Leine hatte und zur Mannschaft des örtlichen Fußballvereins Großhennersdorf gehörte, um bei Punktspielen den Gegner hinter der Mittellinie zu halten.

Am nächsten Tag, beim geplanten Aufeinandertreffen der Dörfler auf dem kleinen Sportplatz gegen die zum obligatorischen Sommerfest Angereisten, war nicht nur das, sondern auch seine bestechende Schusstechnik zu beobachten. Normalerweise müsste doch der Kerl, dachte ich, mit vielen Zuschauern und einer Pulle in der Hand am Rasenhang sitzend, sich bei jeder Drehung aufgrund des nur wenige Stunden zuvor abgebrochenen Bierkonsums regelrecht überschlagen.

Aber nichts dergleichen. Uwe Romanski, der bei den schwächeren Gästen als Ausgleich mitmischte und durchaus von gemäßigtem Trab in den gegnerische Spieler schockenden Galopp überzugehen verstand, schlug die Pässe wie der auf diesem Gebiet unübertroffene bulgarische Nationalspieler Stoitschkov Ende der achtziger Jahre. Natürlich sollte er auch zum Freistoß antreten, den ein unglücklicher Einheimischer kurz vorm Strafraum verursacht hatte. Die Großhennersdorfer Mannschaft formierte sich vor ihm. Den Torwart, der ihn bestens kannte, hörten wir alle kurz vorm Einschlag fluchen: „Oar nee, nich schon wieder!“ Trotzdem gewannen die Großhennersdorfer, denen es dann irgendwann mit den Späßen ihrer rot-grün-gelbsockigen Gäste reichte.

Abend ging's mit dem Feiern im nahen Heuscheune weiter. Das Festkomitee wartete sogar mit einem kleinen Programm auf, zu dem zwei Lesungen in der alten, gerappelt vollen Scheune gehörten. Kurzfristig - nach dem Motto: wenn schon ein Autor unter uns weilt - hatte man auch mich dazu verdonnert. Der Applaus war kaum verklungen, da stand Uwe Romanski auf der Bühne und nahm am Lesetisch Platz. Er trug Teile einer epischen Elegie vor, die streckenweise so traurig daherkam, dass in dem dunkleren hinteren Bereich der Zuhörer Schluchzen, das sich als Schneuzen tarnte, zu vernehmen war. Verwunderlich blieb nur, dass der Vortragende seinen Text mit einem gleichmütig feinen Lächeln las, das irgendwie nicht so richtig zum Inhalt passen wollte. Vielleicht ringt er ja mit einem Mimik-Krampf, dachte ich. Das hatte es alles schon gegeben. Selbst mir war das mal passiert, freilich gekoppelt mit

einer Ein-Wort-Diarrhoe, die mich bei grinsendem Gesichtsausdruck ständig „Arschloch!-Arschloch!-Arschloch!“ hervorächzen ließ, und zwar in die Fresse meines Gegenübers bei der Abteilung Inneres im damaligen Ostberlin. Die Folge war kein Rauswurf, nein, sondern ein Hineinpressen. Aber lassen wir das.

Erst im Laufe unserer späteren Inneneinblicke stellte ich bei Uwe Romanski fest: sein fein lächelnder Gesichtsausdruck war kein aufgesetzter, sondern immerwährend. Er verschwand nur, wenn es gelegentlich hieß, im Kiesdorfer Supermarkt sei aufgrund einfallender Touristenschwärme das Bier leider auf unbestimmte Zeit ausverkauft, oder wenn die Frau an Laufband und Kasse ihm, der extra hingefahren war, um höflich Genaueres zu erfahren, ihr fürchterliches „nothing!“ entgegen schleuderte.

Sollten Männer, die im Leben ihren Mann stehen, über Nacht mit einem albernem Lachen aufwachen, so bedrohen sie das Gleichgewicht des Daseins. Da sie keinen Grund hatten, warum sie zu lachen anfangen, könnte es ja sein, dass sie auch keinen Grund finden, wieder damit aufzuhören. Goethe wäre nicht ein so bedeutender Mann geworden, hätte er nicht die Fähigkeit besessen, sich von sich selbst ab und zu mit einer Menge Albernheiten zu erholen, die für einen gewöhnlichen Menschen ausgereicht hätten, das geballte Grauen seines Lebens davon zu bestreiten.

Der wahrhaft Lächelnde ist albern auch allein, besonders in der Badewanne. Am besten aber ist man albern zu zweit. Es setzt eine gewisse Freundschaft voraus. Oder wie im erwähnten Falle eine freundschaftlich-freundliche Einschätzung des Publikums. Man sieht es beim Lesen von oben, zumindest von vorn. Albernheit ist eine Tugend, die Geist voraussetzt, um ihn im gleichen Moment aufgeben zu können. Nichts sollten Frauen so ernst nehmen, wie männliche Albernheiten. Über nichts sollten sie so erschüttert sein, als wenn ihre Freunde und Männer nicht mehr albern genug sind.

Das Dorf in der Oberlausitz, in dem Uwe Romanski wohnt, liegt, wie die meisten der Anwesenden wissen, an der Zeit, die dort gemächlich vorüber zieht. Die nahe „Alte Bäckerei“ in Großhennersdorf, die Kneipe, in der wir hier sitzen, bewahrt das Irdische. Manchmal wird beim Klang der Biergläser geflucht. In der Kirche, die das Himmlische bewahrt, wird beim Klang der Orgel gebetet. Der Mensch aber ist weder Teufel noch Engel, denn der Teufel möchte gern in der Kirche fluchen, und die Engel möchten vielleicht auch mal beim Saufen beten. Wir sind ein Mischmasch aus einem durch Kultur versauten Engel sowie einem mittels Zivilisation gezähmten Teufel. Wir schauen zum Himmel auf, während unsere Schuhe im dörflichen Misthaufen stecken

oder in einer städtisch-korrekten Verschleimungsaktion. Wir kommen aus unserer Haut nicht heraus. Auch nicht aus unseren Erlebnissen. Und sind diese des Erzählens wert oder am Rande einer gesellschaftlichen Ächtung wie damals in der Deutschen angeblich Demokratischen Republik passiert, umso besser.

Die sechziger und siebziger Jahre, in denen Uwe Romanski hineinwuchs in diesen Staat, ohne richtig Wurzeln zu schlagen, waren erfüllt von den abgestandenen politischen Schwätzereien dummer oder eine unverständliche Sprache sprechender Menschen, die sich Funktionäre nannten und Angst hatten, ihre Posten zu verlieren, ihre Kommandobrücken, von denen sie das Land beherrschten. Die Politik war nicht mehr so brutal wie in den 50ern, aber hinter dem Diffizilen lauerte trotzdem das Grauen für die, die zu lesen verstanden, die hören konnten und ab und an mal das Maul aufmachten.

Wer sich freilich nicht einmischte, wer den Friedhof über alles liebte, konnte und kann noch heute von ruhigen, geordneten Verhältnissen sprechen und die Kindergärten loben, wo der Drill begann. Es gab offene und geheime Korruption, staatliche Versprechungen wurden nicht eingehalten, Wünsche verworfen, die Bespitzelung strebte ihrem Höhepunkt zu, mancher Freund entging nur knapp der Verhaftung oder saß schon ein, und die Besten beschlich das Gefühl, aus dieser Ummauerung nie raus zu kommen im Leben.

Der abgründig-traurigste, damals kursierende Gedanke war: Wenn ich Rentner bin, darf in den Westen gereist werden. Wäre Albert Camus nicht 1961 tödlich verunglückt, er hätte seine Theorie des Absurden umschreiben müssen, die von der Sinnlosigkeit des auf sich zurückgeworfenen menschlichen Daseins ausging. In der DDR lag man nicht mit sich selbst im Kampf, das Individuum war seiner Bewegungsfreiheit beraubt, es gab keine Freiheit der Wahl. Die Nichtadäquaten kamen regelrecht um, zumindest geistig, oder zogen sich ins Provinzielle zurück, oft unter dem Schatten kirchlicher Flügel.

Das ungefähr war Uwe Romanskis Situation, in die der in Mecklenburg geborene und später in die Oberlausitz nach Großhennersdorf als Behindertenpfleger Gerutschte sich noch einmal erinnernd hineinbegab, um das Wagnis einer Selbstbeschreibung anhand vergangener Zeiten zu beginnen, oder besser: das Wagnis der Beschreibung eines untergetauchten, diktatorischen Landes anhand des eigenen Beispiels, beginnend mit seiner in Neubrandenburg zugebrachten Jugendzeit.

Es war, wie nicht nur ich meine, ein Glücksfall für die Literatur, ein poetischer Wurf am Stück – auch wenn der Autor des Buches *Immer der Sonne nach, aber erst gegen Abend* noch heute nicht wahrhaben möchte, ein Poet, ein poetischer Epiker zu sein. Er sei Texter, vernimmt von ihm, wer ihn daraufhin anspricht. Aber sind Zeilen wie die folgenden tatsächlich nur von einem Texter?:

„Mitunter schauten wir genauer hin, es war schließlich unsere Stadt. Es war auch unser Leben, das sich hier abspielte. Wobei *abspulte* die weitaus treffendere Bezeichnung wäre.“

Oder: „Es war eine Zeit, in der keinesfalls entschieden war, was aus meiner Biografie würde: Ballade, Komödie oder Trauerspiel? Oder reichte es am Ende nur zu Beschaulichkeit und Mittelmaß, zu einem Leben zwischen den Dingen und nicht darüber. Um es kurz zu machen, es war mir so was von piepegal, dass kein Vogel danach krächzte, außer gelegentlich der Zapfhahn.“

Oder: „Vor meinen Füßen schwamm das Meer davon. Da stand ich nun und schaute gen Westen. Hinter den schattenhaften Umrissen vom Darß grub sich die Sonne in die Erde. Früher dachte ich, ich mag das Meer, weil ich hier oben geboren wurde. Doch mit jedem Blick über die Ostsee hinweg, zum Horizont und darüber hinaus, wuchs meine Überzeugung, dass ich das Meer vor allem aus einem Grund liebte: es akzeptiert keine Grenzen.“

Oder die an Eichendorffs Taugenichts gemahnende Passage, mit der ich das Zitieren beende: „Von Natur aus faul wie jeder anständige junge Mensch, entdeckte ich hier überdies meine Lust daran, lange Stunden unterwegs zu sein ... Dann fielen mir die Sätze ein, die es mir wert waren, sie im Kopf und im Herzen aufzubewahren, bis ich sie brauchen sollte.“

Wir haben keinen Anlass, auch nur einen Augenblick daran zu zweifeln, dass sich das Erlebte so abgespielt hat, wie es aufgeschrieben wurde. Beinahe hätte ich gesagt, und es kann nicht die schlechteste Zeit gewesen sein, die solch ein fulminantes, nicht immer nur ernsthaftes Erleben zuließ. Aber es muss leider umgekehrt lauten: Es kann einer kein schlechter Autor sein, der aus solch vermaledeiten, unglücklichen, am Rande der Verhaftung gefährlichen, bevormundenden und einengenden Situationen ein dermaßen mitreißendes, humorvolles und mit Situationskomik durchsetztes ernstes Buch zu schreiben verstand.

Immer der Sonne nach, aber erst gegen Abend hat zudem bei aller Reflektion über ein Land, aus dem sich der Protagonist wegdenkt, auch dokumentarischen Wert. Wer über die Mittel- und Endzeitstimmungs-DDR Genaueres erfahren möchte, oder wer noch einmal hinein zu tauchen beabsichtigt, der greife zu diesem Buch. Es zeigt, dass das Primäre des Geistes – um gesellschaftlichen Stillstand, die Entmenschung zu überstehen - nicht Verstand und Theorie sind, sondern Glaube an sich selbst und vor allem Mut. Uwe Romanski oder besser sein Held Clemens - was so viel wie der Gütige bedeutet - formuliert keine lapidaren *An*-sichten, er hat es mit *Ein*-sichten zu tun.

Selbstverwirklichung gelingt diesem Gütigen, der sich auch gern bezirzen lässt und bei Tanzveranstaltungen schon mal mit norddeutschem Kniewackeln aus sich heraus geht, nur von innen nach außen. Von außen her, bei aller Bedrängnis und einem nie enden wollenden, erstaunlichen Bierdurst, stellt sich ihm kein Wesensproblem. Bedrängendes steht lediglich im Wege.

„Wir standen uns antagonistisch gegenüber“, heißt es im Buch. Ein paar Sätze weiter pointiert der grübelnde Clemens: „Gary Cooper zum Beispiel war ein Guter. *Zwölf Uhr mittags* erklärte mir schon recht früh die Welt auf eine schlichte Weise, und zeichnete diese schwarz-weiß. Es gibt Feiglinge und einen Helden. Das kannte ich aus meinem Alltag. Es war wichtig seinen Mann zu stehen.“ Hier steckt, glaube ich, die Quintessenz des ganzen Buches, denn wesentliche Lebensprobleme werden niemals *gelöst*, sie werden wie von Gary Cooper *erledigt*.

Die äußerliche Begrenzung kontert Clemens mit einem Inneren ohne Grenze und gibt das auch in einer entscheidenden, für ihn sehr gefährlichen Situation, die über seinen weiteren Lebensgang im staatlichen Käfig entscheiden soll, mutig kund. Dagegen kommt keine Diktatur an. Auch wenn sie sich, wie in diesem Falle, erschüttert über solche Frechheiten, zur Beratung zurückzieht. So war es immer schon. In den vergangenen Jahrhunderten lassen sich zwar nicht viele, aber doch gewichtige Beispiele dafür finden.

Man könnte auch sagen: Clemens alias Uwe Romanski war in der DDR das, was ein gleichaltriger Bundesrepublikaner, der sich als Gegner niemand sonst als den Konsumzwang erkoren hatte, zu sein wünschte. Unser Leben ist in erster Instanz tragisch. Wenn sich etwas ad absurdum geführt hat, dann der Fortschrittsglaube des Optimismus. Aber die tragischen Widerwärtigkeiten, die Spannungen des Lebens können sich als Vorbedingungen des Guten, Schönen und Wahren erweisen, wie

auch Leonard Cohen - der musikalische Fixpunkt im Buch - nur auf den gespannten Saiten seiner Gitarre traurig-schöne Songs zu spielen vermag.

Es scheint eine heimliche Gesetzmäßigkeit zu geben: Immer wieder ist es genau die nicht angekündigte, nie von vornherein bejubelte Literatur relativ unbekannter Autoren, die in der Lage ist, uns, also den Lesern, Staunenswertes zu bieten, und die dem gängigen, stromlinienförmigen Buchmarkt mit Frische, Authentizität und einer packenden poetischen Brise widersteht.